

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 178.

Montag, 3. Juli

1933.

Drei Schwestern stehen am Kreuzweg

Roman von Elsa Maria Bud.

9. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten).

„Ich hab' die Erbsen!“ klang jetzt ein heller Ruf. Marga hielt zwischen beiden hoch erhobenen Fingern triumphierend die schicksalsschwere Hülsenfrucht.

„Du?“ sagte Edna bloß.

„Na, nun hat sich das Schicksal aber doch geirrt!“ meinte Inspektor Krüger bestimmt. „Erst kommt wohl mal unser Fräulein Irene dran, das steht doch fest.“

Man schwieg einen Augenblick. Die Schwestern sahen sich untereinander an.

Nach der Tafel gingen die drei Mädchen ins Obergeschloß, und Marga öffnete das Kofferchen mit den verschiedenen Mitbringeln. Da war noch viel mehr vergessen, und es gab ein allgemeines Enttäuschungsrufen.

„Wo hast du nur die Gedanken gelassen, Marga!“ tadelte Irene.

„Und wo die Zeit?“ ergänzte Edna, feindlich im Ton. „Du bist von halb neun Uhr an fort gewesen und erst um halb zwei Uhr zurückgekommen. Was hast du denn getan, wenn du alles vergessen hast?“

Marga sah die Schwestern groß an. Ihr Gesicht war von einem wunderbaren Ernst erfüllt. Sie sagte:

„Ich habe etwas erlebt —“, und halb für sich wiederholend: „Ich habe etwas erlebt.“

Fünftes Kapitel.

Manuela von Köller lehnte sich müde in den Liegestuhl und schaute über die Bläue des Gardasees hinweg, hinüber zu den schneeschimmernden Höhen der Berge. Sonne lag auf dem Verdeck des Dampfers; leise, mit einem einschläfernden Geräusch arbeitete die Maschine, schnitt das Schiff durch das ruhige große Wasser.

Manuela sah auf die Uhr am leicht gebräunten Arm. Noch zwanzig Minuten — dann war man in Riva. Zwei, drei Tage würde sie in dem herrlichen Fleckchen am Gardaseeufer bleiben, dann sollte die Reise weitergehen, der Heimat zu.

Sie summt ein Opernmotiv vor sich hin, schloß dabei die Augen! Reisen, Reisen, Reisen. Das war ihr Leben. Die Jahre kommen, die Jahre gehen. Berlin, Paris, Mailand, Rom — und Menschen kommen und gehen, keiner darunter, der haßte. Inzwischen waren die Aker ihrer Heimat weiter bestellt worden, die Gefährten ihrer Jugend hatten geheiratet und Kinder aufgezogen. — Wer würde am Ende seiner Tage auf ein gefüllteres Leben blicken können? Die Köllers der Scholle oder Manuela von Köller die Heimatlose? Sie wagte es nicht, zu entscheiden.

Ihr gegenüber lehnte ein grauhaariger, eleganter Mann, in dem man sichtlich den Engländer erkannte. Er gab sich die ganze Fahrt über Mühe, es nicht allzu merklich zu machen, daß er sie ununterbrochen musterte. Manuela lächelte vor sich hin; immer wieder war

es die schönste Kurzweil, zu beobachten, wie man beobachtet wurde.

Als ihr versehentlich der seidene Schal zu Boden glitt, schnellte er aus seinem Stuhl empor und reichte ihn ihr mit tiefer Verbeugung. Nun war der langgejuchte Anknüpfungspunkt gefunden.

„Italiona, Signora?“ fragte er. „Or do you speak english?“

„Ich spreche deutsch!“ erwiderte sie gemessen. Sie war ermüdet von vielen Menschen und wünschte nicht, eine neue Bekanntschaft zu machen. Aber der Engländer ließ sich nicht so leicht abweisen.

„Oh, das sein sehr gut. Ich spreche ein ausgezeichnetes Deutsch. Ich sein gewesen zwei Jahren an deutschen Universität Heidelberg.“

„Ach so!“ machte sie nicht sehr interessiert. Sie näherten sich dem Ufer von Gardone.

„Kennen Sie Heidelberg?“ fragte er unentwegt. „Eine wundervolle Stadt an die Redar. Ich haben gewesen sehr glücklich dort.“

Sie wußte nichts darauf zu erwidern. Er bot ihr jetzt ein Fernglas.

„Wollen gnädige Frau sehen die Ufer von Gardone? Da sein auch ein bißchen Palmen. Oh, sehr kleine. Ich haben gesehen Palmen in Ägypten, in Brasilien, in Indien. Sie müssen sein so groß wie Häuser.“

„Nun, ich habe selbst genug Palmen gesehen!“ sagte Manuela lächelnd und nahm das Glas aus seiner Hand.

„Oh, gnädige Frau sein viel gereist in ferne Ländern?“

„Im!“ machte Manuela, durch das Glas auf die Küste blickend. Das farbige, vom Gold der Zitronen und dem Geleucht der Rosen getupfte Ufer grüßte. Weiße Häuser schmiegen sich in die Bucht. Auf dem pfauenblauen Wasser des Sees glitten Barken mit oderfarbenen Segeln. Musik klang vom Ufer herüber.

Ah, schönes Leben südländischen Landes! — Aber sie war müde; der Genuß blieb nur lau.

„Gnädige Frau fahren weiter?“ fragte der unermüdete Gesellschafter, als sie sich der Landungsbrücke von Gardone näherten.

„Bis Riva!“ sagte sie kurz.

„Riva! Da fahren ich auch hin!“ sagte der Engländer, und es klang, als käme ihm dieser Entschluß erst jetzt. „Ich kommen von Rom. Haben dort gewesen ein paar Tagen und haben dort gehört die deutsche Opernstagione. Ich lieben sehr deutschen Musik. Lieben Sie auch Musik?“

Manuela wurde jetzt aufmerksamer. So mußte er sie selbst gehört haben.

„Zuweilen!“ erwiderte sie auf seine Frage und unterdrückte mühsam ihre Erheiterung.

„Ich lieben sehr Musik. Ich kann hören Tag und Nacht. Und ich haben gehört eine wundervolle Sängerin“

in „Tristan und Isolde“, eine Oper von den deutschen Komponisten Richard Wagner. Sie war wundervoll!“
„Wie hieß die Sängerin denn?“ fragte Manuela spitzbübisch.

„Von Köller hieß die Lady. Eine wundervolle Stimme!“

„Aha, Manuela von Köller. Die kenne ich.“

„Oh, Sie kennen Frau von Köller persönlich?“

„Sehr gut. Sie ist meine beste Freundin.“
Manuela lachte ein bißchen über das Stück Erkenntnis, daß jeder sich selbst der beste Freund war.

„Gnädige Frau verkehren viel in diesen Künstlerkreisen?“ fragte er. Manuela sah ihn lachend an: „Ich sehe wohl nicht so aus — nicht wahr?“

„Sie sehen aus wie eine deutsche Dame vom Lande!“ Und auf Manuelas amüsierten Blick fügte er hinzu: „Ich meinen wie eine Dame, die gern reitet und treibt viel Sport und kommt aus eine vornehme Familie.“

„Nun, so ungefähr stimmt es ja“, sagte Manuela. „Ich stamme wirklich von einem großen Gut. Aber mein einziger Sport ist ein ganz anderer.“

„Wollen Sie mir nicht sagen?“ fragte er eifrig.

„Gewiß! Singen ist mein Sport.“

Der Dampfer hatte Gardone verlassen. Der See wurde schmaler, die grauen Felsen schlossen sich immer enger und höher zusammen. In der äußersten Bucht lagen Torbole und Riva, zwei Perlen des Gardasees.

„Sie treiben Ihre Spaß mit mir!“ Der Engländer machte ein bedenkliches Gesicht. „Sie haben gesprochen, daß Sie nur lieben Musik“ zuweisen, und nun sagen Sie, daß Sie Singen Ihre einzige Sport!“

Manuela stand auf und knöpfte die weiße Tade des eng anliegenden Kleides zu:

„Verzeihen Sie mir, wenn ich nicht genug zum Plaudern aufgelegt bin. Ich habe lange, sehr ermüdende Reise- und Arbeitstage hinter mir. Ich muß ohne Menschen sein. Ich habe wirklich geschmerzt. Singen ist meine größte Freude im Leben, über die mir nichts geht — die ich für nichts tausche. Leben Sie wohl!“

Sie grüßte ihn mit dem Kopfschneigen, das sie auf der Bühne wie im Leben festhielt: es war mehr Stolz als Dank, es war der Ausdruck einer Frau, die Triumphe hinter und vor sich hatte.

Der Dampfer hatte in Riva angelegt. Die Passagiere schoben sich der Brücke zu. Der Engländer stand bei Manuela und nahm ihr mit einem um Verzeihung bittenden Lächeln, daß er noch da sei, das Lederköfferchen ab.

In diesem Moment sprang ein junger Mann mit weit ausholender Bewegung auf das Fallreep des Dampfers und Manuela entgegen.

Er schwenkte einen Strauß Rosen.

„Maestra, oh Frau von Köller, ich habe Sie erwartet! Na, ich bin aber ein Glückspilz!“

„Herr Bredow!“ rief sie. „Woher wissen Sie, daß ich hierher komme?“

Das fröhliche Jungengesicht, die glückliche Bewegtheit, die er hatte! Eine neue Saite begann in ihr zu klingen.

Der Engländer hatte das elegante Köfferchen mit einem Ruck niedergesetzt.

„Sie seien — oh, Sie seien . . . Wo habe ich nur meine Augen! Ich habe immer müssen denken an die Isolde, und sie hat gewesen vor mir die ganze Reise! Was ich habe gehabt für ein großes Glück!“

Zwei Männer standen sich gegenüber und priesen sich glücklich. Manuela konnte nichts anderes tun als lachen. Das Lachen machte sie jünger und frischer. Fort war die Ermüdung. Ein neuer Akt des ewig sich wandelnden, nie endenden Theaterspiels Leben! Vorhang auf. Und sie begann zu spielen.

„Ich kann die Herren nicht bekannt machen!“
Manuela machte eine fragende Handbewegung von einem ihrer Kavaliere zum anderen.

„Johnston!“ Die Verbeugung Johnstons war an Manuela gerichtet.

„Bredow!“

„Wo sind Sie abgestiegen?“ fragte die Sängerin Bredow lebhaft.

„Grand-Hotel! Fabelhafte Bude! Garten zum Seeufer!“ sprudelte der junge Mann.

„Auf zum Grand-Hotel!“ rief sie gutgelaunt.

Johnston fühlte, daß es Zeit für ihn war, sich zu verabschieden.

„Darf ich morgen machen eine Visite der großen Künstlerin?“

Manuela erlaubte es ihm.

„Und nun sagen Sie mir, wie kommt es nur, daß Sie an der Landungsbrücke stehen, als ich aussteige? Ich wußte gar nicht, daß Sie nach Riva fahren wollten!“

„Das wußte ich auch nicht!“ erwiderte Bredow, rot werdend. „Das heißt: ich wußte es nicht eher, als Sie es wußten . . .“

„Was ist der Sinn dieser rätselhaften Worte?“ fragte Manuela lachend.

„Ich meine — ich bin Ihnen nämlich nachgereist. Sie hatten Ihre Adresse in Verona angegeben und dort habe ich sie herausbekommen, weil ich alle Hotels abfragte. Und da bin ich mit dem Auto nach Riva gefahren — so hoch der Staub!“ Er machte eine Bewegung bis an die Nasenspitze. „Und da stehe ich nun seit gestern pünktlich an der Landungsbrücke und mustere den Vormittags- und den Nachmittagsdampfer ab.“

„Und da haben Sie mich nun gefunden!“ ergänzte Manuela. „Tüchtig sind Sie. Sie sollten Detektiv werden.“

Sie traten beide ins Hotel.

Später saßen sie beim Lunch im Garten an einem kleinen Tischchen zusammen, und der Direktor des Grand-Hotels kam beflissen, um der Sängerin seine Aufwartung zu machen. Den jungen Mann musterte er vorsichtig und sagte dann getrost „Herr von Köller“ zu ihm. Manuela ließ es mit einem Lächeln geschehen.

Am Nachmittag wanderten sie am Seeufer entlang bis zu einer Felsenplatte. Herrlicher Weitblick. Auf dem Felsen wuchsen die Lorbeerbüsche des Südens neben dem Ginster nördlicher Landschaft. Zugleich blühten in allen Gärten die Rosen.

Der blonde Bredow hatte einen Zweig Lorbeeren gepflückt und ihn Manuela huldigend überreicht.

„Lorbeeren!“ sagte sie. „Die sind bitter!“

Sie saßen auf der äußersten Spitze des Felsens, unter sich die leicht bewegte Fläche des Sees. Manuels pfirsichfarbenes Sommerkleid hob sich vom Grün des Grases ab wie eine riesenhafte Blüte.

Bredow erwiderte: „Ich dachte, sie wären süß für Sie — diese Blätter des Ruhmes!“

Wie er mit den Augen die ihren suchte, wie sein ganzes Wesen ihr hingegeben war . . . Es machte sie auf eine unennbare Weise glücklich und selbst wieder jung. Dieser Mund hatte vielleicht noch nie geküßt. Man wurde wieder sechzehnjährig, wenn man neben diesem jungen Feuerkopfe saß!

„Es ist nicht süß, lieber Junge. Es ist ewig ein Leben um Kampf und Intrigen, das ich führe. Halte ich mich nicht oben, singt morgen eine andere die Hode. Und übermorgen ist Gras über mich gewachsen.“

Er machte eine Gebärde, als wollte er ihr helfen.

„Sie sind schön — sind eine große Künstlerin . . .“

„Ich möchte es manchmal hingeben für ein ruhiges Leben zwischen Saat und Ernte.“

„Was könnte Sie locken an diesem alltäglichen Dasein, das die meisten Menschen führen?“

„Das Alltägliche — es erscheint mir manchmal als das einzige Richtige. Ich lebe doch nur im Schein. In erlogenen Schlössern und erlogenen Gefühlen.“

Bredow brauste auf:

„Ihre Kunst ist doch keine Lüge, gnädige Frau?! Das ist nicht Ihr Ernst!“

Sie lächelte, als sie sagte: „Sie Kind! Was wissen Sie von einem solchen Leben.“

Bredow hatte sich zu ihrer Hand niedergebeugt und sie an seine Lippen gezogen.

„Ich möchte etwas tun für Sie, daß Sie sich glücklich, ganz glücklich fühlen.“

(Fortsetzung folgt.)

Mit einem Auge sollst du lachen. . . .

Mit einem Auge sollst du lachen — mit einem weinen,
Dann werden dir scheinen
Die Dinge im Leben
Was sie sind: Ein ewig Weben
Am Spinnrad der Zeit.
Zwischen Lust und Leid
Ist kaum ein Hauch,
So schmal ist die Brücke, die auch
Dich einmal hinüberführt,
Wo man nichts mehr spürt
Von den „großen Dingen“ dieser Welt,
Die uns doch so gefällt.
Drum, mit einem Auge geweint, mit dem andern gelacht,
Wird Gott dich einst loben: „Gut gemacht!“

Peter Paul.

Das Radio — ein Glied der Familie?

Manch einer wird diese Überschrift schmunzelnd lesen, manch einer aber entsetzt umblättern. Nun, der eine wird mir, vergnügt beipflichtend, sich an die Lektüre begeben, der andere aber nichts weiter sagen als „Am Gottes Willen“. Aber, wer nun einmal in der mehr oder minder angenehmen Lage ist, einen Hausgenossen zu besitzen, der sich nur dann zu melden pflegt, wenn man es ihm, einen Hebel niederdrückend, erlaubt, wird mir zustimmen. Das Radio ist ein Glied der Familie. Ein nützliches? — Nun, das kommt darauf an.

Er liebt Jazz und sie Blasmusik. Eines Tages haben sie ein Kind, und das schreit aus dem angrenzenden Zimmer derart durchdringend und andauernd, daß der Nachbar nebenan nicht mehr seinen eigenen Lautsprecher versteht, und Frau Meta Drehler, eine Treppe tiefer, entgehen die hübschen Kochrezepte, die sie sich in ein Buch zu schreiben pflegt, um sie niemals zu verwerten. Herr Drehler dagegen hört für sein Leben gern Tendere.

Nehmen wir nun an, der Säugling zu Häupten der Familie Drehler, ist älter und damit vernünftiger geworden. Drehlers haben drei Söhne und eine Tochter.

Da ist Kurt, der hört die Fußballspiele ab; das bringt aber seinen Bruder Eugen zum Rasen. Er nimmt seinen Hut vom Haken und geht, nicht ohne durch das Zuwerfen der Abschlusskür hinter seinen stummen Protest ein aufrichtiges Ausrufezeichen zu setzen. Aber Florian, der in der Nachbarstadt studiert, kommt, von der täglichen Eisenbahnfahrt ermattet, nach Hause. Er wirft die Mappe auf den nächsten Stuhl und sagt: „Dreht mal das Radio ab!“

Ein anderes Mal sitzt Familie Drehler beim Abendessen, und Florian hört sich den Vortrag eines Chirurgen an, denn er ist Mediziner. Kurt, der immer Fußballspiele, Boxkämpfe und Autorennen hören muß und Sonntags die Sportergebnisse, dem macht das nichts aus. Aber, sehen Sie doch, bitte, einmal Frau Drehler zu, wie krampfhaft sie im Salat herumstochert. Eugen aber steht auf und begibt sich in die Küche, zum Wasserstein. Herrn Drehler schmeckt es zwar auch nicht gerade, doch er läßt sich nichts merken. Doris, die Tochter, protestiert schließlich, ohne auf die Wahl ihrer Worte bedacht zu sein und schiebt angewidert das Essen von sich.

Einen Abend weiter hört Eugen einer Stimme zu, die von Freiburg kommt und von dem Leben Emil Göttis erzählt. Im weitgeöffneten Fenster aber liegt Frau Meta Drehler und unterhält sich mit Frau Kotspon von gegenüber über Vorzüge und Nachteile vom Bohnerwachs. Florian kommt nach Hause, und Herr Drehler kommt vom Büro. Aus dem Radio singt inzwischen der Thomanerchor. Für Eugen ist das ein nicht alltäglicher Kunstgenuß; doch für die anderen? — Als Doris nach Hause kommt, entbrennt der Kampf auf der ganzen Linie. Er endet damit, daß das Radio schweigt, und einer zornersfüllt die Türen wirft. Am Abend steht jedoch „Prinz Methusalem“ von Strauß auf dem Programm, und die ganze Familie schweigt im Dorado des Dreiviertelstaktes, von Eugen abgesehen, der, so krampfhaft er sich auch die Bettdecke über die Ohren zieht, nicht einzuschlafen vermag.

Es kommt zwar auch vor, daß Eugen einmal einem Hörspiel lauschen darf; aber da Doris „solch ein Quatsch“ zur Verzweiflung bringt, Herr Drehler nur Tendere hören will, und Frau Drehler pikante Sockenrezepte, Florian, stud. med., aber seine Ruhe, Kurt jedoch nur und nichts weiter als seinen Sport haben möchte, so kann man sich vorstellen, ein wie beliebtes Glied der Familie das Radio mit der Zeit wird.

Dreht das Radio aus, ich will schlafen!“ kräht Vater Drehler. — „Dreht das Radio an, ich will tanzen!“ gackert Doris und walzt mit ihrem Verlobten durch die Stube, indes Eugen seinen Hut nimmt und aus dieser ungemütlichen Umgebung in ein Café stürzt; aber in eines ohne Radio. Doris' Verlobter ist ein sogenannter Wellenfischer, und da er nun öfters kommt, gibt sich ganz Europa, von Dantzig bis Bukarest, in der Stube ein recht fragmentarisches Stelldichein.

An einem Sonntag, der melancholisch an den Scheiden herniederregnet, steht eine Viertelstunde Lyrik auf dem Programm. Die ganze Familie ist im Wohnzimmer versammelt. In drei, vier Stimmen hinein, die plaudernd sich ineinander verhalten und lachend voneinander wieder lösen, um sich erneut zu verhalten, legt eine Frauenstimme durchscheinend wie ein Stück Musselne die Worte Friedrich Hölderlins, und sie strahlen auf über dem Lande in ihrer unvergänglichen Schönheit. Doch zu Eugens Herz können sie nur zerbrochen und mit hämischen Bemerkungen bedeckt gelangen. Sein blaßes Gesicht erhärtet gelb unter einem stummen, nach innen schlagenden Zorn, bis es mit dem Auf explodiert: „Ihr habt nicht für einen Pfennig Kultur! — Ihr wollt Deutsche sein und könnt nicht für eine Viertelstunde dem Worte eines seiner Größten lauschen! — Ihr seid einen Hölderlin gar nicht wert. An solchen Menschen, wie Ihr, solchen verständnislosen Kreaturen, ist er zugrunde gegangen. . . .“ „Eugen, du bist ein Egoist“, sagt Florian. — „Es wird ausgedreht, wir sind alle dafür“, schnattert Doris, „sonst renne ich in den Regen!“ — „Wir wollen abstimmen“, meint Vater Drehler recht gelassen. Und Frau Drehler sagt: „Was werden wir in diesem Monat wieder für eine Lichtrechnung bekommen. . .“, denn der Radioapparat ist an die Stromleitung angeschlossen. Alle sind sich darin einig, daß die Stimme aus der Ferne schweigen soll, da ist deutlich durch das Ticken der Wanduhr und durch das Fallen des Regens jenes knappe Geräusch zu vernehmen, das durch ein zugeklapptes Buch hervorgerufen wird. Die sattfam bekannte Stimme des Anstagers meldet sich und teilt mit, daß nach kurzer Pause die Sportergebnisse bekanntgegeben würden. Kurts Hand, die schon nach dem Hebel zude, fährt glättend über die Tischdecke, und während Eugen mit Grauen, den Krügen hochgeschlagen, diese Stätte ewigen Argernisses verläßt, schweigt Familie Drehler im 0:0 der Resultate.

Im Stiegenhaus begegnet Eugen das Überfallkommando; ja, richtig, denkt er, da über uns ging's eigentlich recht laut zu. Ein Polizist, der eilends treppauf will, gibt ihm Auskunft: „Da droben geht's bunt zu. Sie will Jazz, und er will Blasmusik. Aber es kann auch umgekehrt sein.“

Auf der regennassen Straße findet Eugen eine kleine Menschenansammlung vor. Ihr Zentrum bildet ein zerbrochener Rundfunkapparat, vier Röhren, Superhet, und im Vorbeigehen dringt es an sein mißvergnühtes, von so viel Ereignissen betäubtes Ohr: „Am ein Haar, und ich hätte den Apparat am Kopf gehabt.“

R o z.

Der Birkenstein.

Das Bergtal der unentdeckten Idylle.

Von Else Sparwasser.

Am Waldweg, der talwärts nach Hammer und Schliersee führt, wo Ruhglocken läuten und neugierige Ziegen dem Spaziergänger die Hälse entgegenrecken, steht in grauer Felsgrotte, erhöht auf Stufen, von Blütenträumen und zitternden Birken umschauzt, die Gedentafel aus schwarzem Marmor, und trägt in goldenen Lettern die Namen der gefallenen Helden der Pfarrei Kirchbachau: die Auracher, Hinterseer, Kirchberger und Gestadter, die Steingraber, Hall und Birner — vierundzwanzig junge, gesunde Burschen aus dieser kleinen Pfarrei!

Und die Sonne wirft leichtfertig ihre Strahlenbündel über den schwarzen Marmor, und der Waldbach schwächt gleichgültig an diesem Hammer vorüber, und der Wind wipert frühlingsheilig. Mit Krallenfingern greift ein längst verwundener Schmerz nach meinem Herzen, und hängt vor meine Augen schwere Tränenschleier. Kosend und süß trägt der Wind Duftwolken vom Rain herüber — Duftwolken von Flieder und Jasmin. Die Wildtaube gurr — Rudarsrufe läuten durch den Wald, Rücken schieben durch Sonne und Heft wie vergoldete Staubkörnerchen. Von Fischbachau herauf läutet hell und dünn die Mittagsglocke.

Am Wegrand abwärts nach Hammer steht ein großes Kreuzifix, schwarzverwittert das Marterholz, vergoldet der Leib des sterbenden Gottes, auf dem Moosgrund davor ein Beistuhl, die Gedentafel mit einem Kranz Immergrün. Das hat alles der Widmerrbauer seinem Einzigen sehen

lassen, und zwischen den schlichten Worten der Tafel zittern heimlich unsichtbare Blutstränen, aus Mutteraugen geweint:

Wenn Ihr am Kreuz vorübergeht
Und unsern Hof dort oben seht,
Dann schließt am heiligen Birkenstein
Auch unsern toten Helben ein.
Und wenn wir selber nicht mehr sind,
Dann flüht zum Aue für das Kind
Die stille Bitte noch dazu:
Auch ihnen Herr die ewige Ruh'."

Schwer sinkt meine Stirn in die gefalteten Hände. Deutlich sehe ich durch den jauchzenden Mattag die vierundzwanzig aus der Pfarrei Fischbachau den Waldweg herabkommen, gesund und braun verbrannt, im Sonntagsgewand mit gestickten Kniehosen, Stutzen und blumengeschmücktem Hut, einen Söldler auf den jungen Lippen.

Ich richte mich suchend auf. Von Wolfsmilchblüten goldüberstaubt leuchtet der Hang, auf dem der erbenlose Widmehferhof sich unter rote Giebel duckt. Auf der blütenüberladenen Festtafel eines Kirschbaumes feiern Hunderte von Bienen Hochzeit. Sie wimmeln und schweben, sie haben ihre goldbraunbepeckten Röcke festlich gebürstet, stimmen ihre Brummbüsse zur Hochzeitsmusik und summen in weichen Molltönen ihr Dantgebet, trunken von Daseinswonne, Honigsaft und Blütenduft.

Ich habe Sehnsucht nach Gott. Ich liege auf der Wiese und suche Gott, im Regenwurm, in der Gänseblume. Erdgeruch steigt auf. Ameisen eilen geschäftig und schleppen schwer zum Bau. Goldfläfer schillern und surren, Kohlweisinge taumeln und Nachtfalter, ziellos zwischen Dotterblumen, Veilchen und Primeln. Mein sonnenverbranntes friedloses Gesicht wühlt sich in taufeuchtes Gras: Wo bist du Gott — und wie finde ich dich?

Die Wallfahrtskapelle.

Sie ist erbaut in der Form der Kirche zu Santk Voretto, und die Chronik belagt von seinem wundertätigen Marienbild, „daß dieses uralte, im Jahre 1761 renovierte Gnadenbildnis der allerheiligsten Jungfrau Marie vor Zeiten fund in der Klosterkirche Santk Martin, und schon im Jahre 1100 bei Entstehung des Klosters andächtig verehret worden sei . . .“

Bergeslasten von Leid und Jammer schleppte die gequälte gläubige Menschheit durch die Jahrhunderte zu Füßen unserer lieben Frau von Birkenstein. Im Wandelgang hängen an Wänden, Säulen und Decken dicht bei dicht in unerhörter Anzahl Bilder und Notsschreie. „Oh Maria, Hilf.“ Überall, allüberall, auf Stramin gestickt, in Öl gemalt von unbeholfener Hand, mit dem Messer in die Steinwände geritzt: „Oh Maria, Hilf!“ — „Oh Maria, Hilf.“ —

Da ist ein Bild, in der heiligen Not von 1914 gebracht, auf dem eine junge Bauerndirne von ihrem selbgrauen Krieger Abschied nimmt und in unbeholfenen Letzterflammt es darunter in wildem Gebet: „Oh Maria, schütz einen Krieger, verlobt in schwerer Scheidungstunde!“ Und neben der halbdunklen Grotte, wo der schmerzreichen Frau der Leichnam des Sohnes auf den Knien ruht, hängt schwarzweißrot gefantet, auf Stramin gestickt, der Notsschrei: „Oh Maria, schütze meine Brüder!“ Zahllos, zahllos reißt sich Bild an Bild, Notsschrei an Notsschrei. Es ist, als ob die Wände flammten von heißer Herzensnot, hier ausgeweint, hier im Gebet abgewälzt, als ob die Bettstühle stöhnten unter der Schwere gestammelter Lebenswünsche. Wie viele blieben unerfüllt? Wie viel Gebete verhallten ungehört zwischen dem Halbdämmer dieser reichgeschmückten Mauern? Wie eine Erlösung wirken daneben die Dantesworte in allen Variationen auf und nieder: „Maria hat geholfen!“

Sie half zu einer Entbindung, auf dem Bild steht das Bett mit der schwerkranken Wöchnerin; sie half den Beteranen 1870/71, die eine Wallfahrt hierher unternahmen; half dem Soldaten, der 1918 unter schwerem Granatfeuer über das Schlachtfeld flüchtete; heilte Augenleiden und langes Siechtum und eine frohe Schwester städte demütig auf weichen Stramin: „Dank, Maria, für Rückkunft meiner Brüder.“

Das kleine Kirchenschiff ist voll von Wallfahrern. Matter Kerzenglimmer streicht flachsblonde Kinderköpfe und tänzelt über den Goldschmuck des Altars. Durch ungezählte Hände wandeln die Perlen des Rosenkranzes, und die Priesterstimme singt: „Ehre sei dem Vater, dem Sohne und dem Heiligen Geiste . . .“ In Jubel antwortet der Chor sein Amen. Aber frischen Kinderstimmen jauchzt ein Sopran wie die Lerche in ihn hinein, und die Orgel summt weich und schwingend wie Harfentöne.

Vom Altar aber lächelt die wundertätige Frau im roten Gewand, das Kind auf dem Arm und umguckt von der gol-

denen Strahlentrone, lächelt seit Jahrhunderten auf jängende Kinder nieder und zerbrochene Frauen, auf greisenhafte Entsagung und flammendes Jugendverlangen, auf Notsschrei und Dantesworte, auf Glück und Jammer, lächelt, lächelt, lächelt.

Der Kramerwirt.

Wer das große Berghotel mit seinen langen Fluren betritt, stuht. Stuht über das unerklärliche Etwas, das dieses Haus von den berufsmäßigen Hotels unterscheidet, stuht, wenn er zum erstenmal dem Besitzer und seiner Familie begegnet, die vollständig aus dem Rahmen der üblichen Gastwirtstypen fallen. Der Kramerwirt ist ein geflüchteter baltischer Baron, der seine Güter verlor, jahrelang um seines Deutschtums willen in Rußland umherirrte, vom Kaukasus nach Moskau, von Moskau nach Finnland, von dort zurück nach Dorpat und alle Schreden der Revolution miterlebte, der mit 400 Geiseln unter unerträglichen Qualen nach Sibirien verschleppt wurde und nach dem Brest-Litowsker Frieden als schwerkranker, völlig ruinierter Mann zurückkehrte. Der nach ratlosem Hin und Her mit seiner Familie in Mecklenburg auf zwanzig Morgen Land sah, ohne Diensthofen, in einem alten, baufälligen Haus, zu dem das Heizmaterial fehlte, und in dem sie hungerten und froren. Aber in zäher Arbeit rangen sie dem Boden seine Erträgnisse ab, verkauften und bauten an, bauten an und verkauften, bis der Baron von neuem krank wurde und in die bayerischen Berge mußte.

Nun sitzt er in diesem Berghotel und das Essen, der Ton, auf den das ganze Haus gestellt ist, die vorbildliche Sauberkeit der Betten ist im ganzen Tal der Fischbachau und weit darüber hinaus bekannt. Als Kramerwirt ringt er in beispielsofer Tapferkeit mit den Sorgen, die ihn noch bestürmen. Er entwässert Wiesenland, legt seinen Gemüsegarten an, fährt zur Bahn und holt die Gäste ab, und sagt mit einem Blick auf die sonnenüberströmten Berge: „Jeden Tag freue ich mich von neuem an dieser Schönheit!“ Er sagt es mit dankerfühltem Gesicht eines Menschen, der Auge in Auge mit dem Tod gestanden, und der auf den Trümmern jahrhundertalter geheiligter Traditionen unverzagt und mit reinen Händen neues Leben baut.

Welt u. Wissen

Pflanzen als Hormon-Quelle. Die moderne Heilkunde hat durch die Erforschung der Hormone, der in unserm Blut kreisenden Chemikalen, eine außerordentliche Bereicherung erfahren. Die Heilkunst der Zukunft wird in weitem Umfange eine Behandlung mit Hormonen werden. Bisher aber war man bei der Darstellung dieser kostbaren Stoffe auf die Kunst des Chemikers angewiesen, der zum Beispiel das so wichtige Adrenalin, das Produkt der Nebenniere künstlich gewann, oder man stellte Hormone, wie das die Zuckerkrankheit bekämpfende Insulin, aus Schlachttieren her. Nun aber ist eine neue Hormon-Quelle in den Pflanzenstoffen gefunden worden, wie Dr. P. Magdeburg in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ hervorhebt. Durch die Auffindung von Stoffen, die in ihrem Aufbau und in ihrer Wirkung den Hormonen gleichen, in den Pflanzen wird auch eine überraschende Erklärung für die Heilwirkung so vieler Kräuter gegeben. Die alte, oft verspottete Kräuter-Medizin erfährt auf diese Weise eine Ehrenrettung. Einige wichtige Beobachtungen dieser Art sind bereits gemacht worden. So hat man festgestellt, daß das sogenannte Ephedrin, das aus der Mittelmeer-Pflanze Ephedra gewonnen wird, eine sehr nahe chemische Verwandtschaft mit dem Adrenalin hat. Ephedra-Früchte wurden früher von Ärzten verordnet, werden noch heute in Sibirien gegessen, ohne daß man eine Ahnung von den darin enthaltenen hormonähnlichen Stoffen hatte. In manchen Algen findet sich eine Säure, die dem Thyroxin gleicht, das aus der Schilddrüse von Schlachttieren gewonnen wird. Ebenso sind insulin-ähnliche Körper im Pflanzenreich gefunden worden. Das Eierstock-Hormon, das 1931 rein dargestellt wurde, scheint in seinem chemischen Aufbau mit pflanzlichen Herzmitteln überein zu stimmen, wie dem, das seit alter Zeit dem Fingerhut entnommen wird, dem sogenannten Digitalin. Herzstoffe, die dem angenommenen Herz-Hormon entsprechen würden, finden sich in Pflanzen wie Maiglöckchen, Adonis, Scilla. Diese Pflanzenstoffe, die seit langem bei Herzkrankheiten verordnet werden, enthalten offenbar die Substanzen, die die fehlenden Herz hormone ersetzen können. Der Glaube an die Heilkraft der Pflanzen und Kräuter, der so tief in unsern Vorfahren wurzelte, hat also seine gute Berechtigung, die jetzt von der Wissenschaft bewiesen wird.